

(Nachdruck verboten.)

22]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Das Haar machte ihr noch wichtigere Bedenken. Die widerpenstigen Locken hatten sie niemals befriedigt. Sie wendete alle Mittel an, sie gefügig zu machen, aber oben aufgesteckt, sahen sie lächerlich aus, und nach hinten gerollt, waren sie zu steif. Sie mühte sich ab, sie langgewellt über die Schläfen fallen zu lassen. Es war aber unmöglich. Mit einem weitzinkigen Kammbaum gab sie dem Haare zuletzt seine frühere natürliche Freiheit zurück, und als es ihr nun über Stirne und Ohren und rings auf ihren weißen Nacken fiel in kleinen, schelmischen Locken, die wie Klächchen beim Versteckspielen vorquakten und wieder zurückhüschten, lachte sie und war befriedigt.

Aus einer Nische, die mit einem Tuch verhängt war, nahm sie ihr Leibchen herunter, eine hellrote Bluse, die in losen Falten über Brust und Arme hing und nur am Handgelenk fest anschoß. Als sie es anzog, umleuchtete es ihren Kopf wie ein Lichtstrahl der untergehenden Sonne, und ihre Augen hüpfen vor Freude. Der Rock war mit blaßroten Blumen bedruckt, der Gürtel ein baumwollenes Band von der Farbe des Leibchens, und nun kam es an die schwierige Frage, was sie um den Hals tragen sollte. Er war rund und voll und glatt und schlank wie ein Turm. Sie hätte ihn gern bloß gelassen, doch wagte sie's nicht. Aus einem Säubfach unter dem Spiegel zog sie eine Perlenkette hervor. Es war ein Geschenk aus Kimberley, und sie ließ sie einen Augenblick durch die Finger gleiten, legte sie dann aber wieder zurück und wählte statt dessen ein weißes Tuch von gewässelter Seide. Sie band es in einen Matrosenknoten mit fliegenden Enden und einem dreieckigen Zipfel, der am Rücken herunterfiel.

Zuletzt nahm sie aus einer Schachtel einen großen weißen Strohhut heraus, der wie eine Austerschale geformt und mit silbergrauem Band unter einer wallenden Straußfeder aufgegipft war. Sie betrachtete ihn einen Moment, blies in die Feder, zupfte am Bande, hielt ihn sich über den Kopf, ließ ihn dann leise aufs Haar herabsinken, trat etwas weiter vom Spiegel zurück, um die Wirkung zu sehen, riß sich ihn aber schließlich wieder ab und warf ihn sorglos aufs Bett.

Er wurde durch ihren Alltagshut ersetzt, der auf dem Boden des Kleiderschranks gelegen hatte. Auch er war von blaßrotem Stoff mit aufgedruckten Punkten, in Form von kleinen Muscheln, die an einer Austerschale festhingen. Als sie ihn auf die schwarzen Locken gesetzt hatte und die Bänder ihr frei auf den Wuseln fielen, konnte sie nicht umhin, glücklich aufzulachen.

So war sie schließlich ganz so gekleidet, wie alle andren Tage der Woche, den Sonntag ausgenommen, nur sauberer vielleicht und womöglich noch frischer.

Der Sommerhut war ihr eben recht und sie fing an, damit allerlei Mutwillen zu treiben. Man konnte ihn so vielen Stimmungen anpassen, er hatte seine eigne Sprache, er konnte alles zum Ausdruck bringen. Sie drückte ihn spitz zusammen, wie es die Mädchen zu thun pflegen, wenn ihnen die Sonne zu heiß wird, indem sie die Deffnung des Hutes bis zu ihrer Nasenspitze schloß, so daß nur noch eine nächtlich dunkle Höhlung sichtbar blieb, durch die man die Augen glänzen und die Augenwimpern sich bewegen sah. Sie band sich die Bänder fest unters Kinn und ließ den Hut in den Nacken zurück, wie es kleine Mädchen machen, wenn der Wind kühl weht, so daß ihr Haar unbedeckt war, ihr Mund das lustigste Mienenpiel sehen ließ und ihr nymphentartiger Kopf von einer Glorie umgeben schien. Sie nahm ihn ab und hing sich ihn an den noch zugebundenen Bändern über den Arm, schwenkte ihn wie einen Korb hin und her, hielt ihn wie einen Fächer in der Hand und ging dabei in der Stube auf und ab, daß der Fußboden knarrte und ihr Kattunrock knisterte. Sie selbst aber lachte hell auf, während sie vor verhaltener Leidenschaft bebte und die Vorstellung der Dinge, die da kommen sollten, sie durchschauerte.

Dann ging sie mit festem, elastischem Schritt hinunter,

ihre frische, biegsame Gestalt leuchtete von jungem Blut und überquellender Gesundheit.

Am Hofthor begegnete sie Ranch, die aus dem Waschlause kam.

„Gott sei uns gnädig!“ rief Ranch aus. „Heute wünsche ich mir zum erstenmal, daß ich ein Mann wäre!“

Käthe küßte und herzte sie und slog dann fort nach dem Mellishfeld.

XXI.

Philipp hatte in Douglas folgende Mitteilung aus dem Gouvernementshause erhalten:

„Seine Excellenz wird Herrn Philipp Christian sehr verbunden sein, wenn er die Insel zunächst nicht verläßt, ohne ihn von seinem Aufenthaltsort in Kenntnis zu setzen.“

Die Botschaft war sehr einfach: sie enthielt wenig und ließ nichts vermuten oder voraussehen; dennoch versetzte sie Philipp in große Erregung. Um seine Ruhelosigkeit zu beschwichtigen, unternahm er einen Spaziergang. Man stand am Ende der Reisesaison und der Ben-my-ehree*) war im Begriff, den Hafen zu verlassen. Zeitungsjungen, die sich in das Gedränge auf dem Hafendamm mischten, um die Mankische Abendzeitung zu verkaufen, schrien: „Krankheit des Deemsters — wichtige Nachrichten“.

Philipp stand den Haaren zu Berge. Allerhand Möglichkeiten gingen ihm durch den Sinn. In dem Bestreben, auf andre Gedanken zu kommen, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, betrachtete aber unterwegs alles, was ihm in den lärmenden Straßen in die Augen fiel; er sprach auch mit jedermann, den er kannte, und doch sah er nichts und hörte niemand. Die Bestie des Lebens hielt ihn mit ihren Klauen gepackt.

In seine Wohnung zurückgekehrt, zog er ein Paket aus der Tasche, das Tante Nan ihm in die Hand gedrückt hatte, als er Ramsay verließ. Es war ein Bündel alter Briefe seines Vaters, die dieser von London aus an seine Schwester-Cousine in den Tagen geschrieben hatte, da er dort die Rechte studierte und das Leben noch wie in der Morgendämmerung vor ihm lag. „Die Tinte ist jetzt vergilbt,“ sagte Tante Nan, „sie war damals schwarz, und die Hand, die dies schrieb, ist jetzt kalt. In den Worten aber fließt noch rotes Lebensblut. Lies sie, Philipp,“ sagte sie mit bedeutungsvollem Blick. Da war er gewiß, daß sie um seine Besuche in Sulby wußte.

Philipp las des Vaters Briefe bis tief in die Nacht hinein, von der ersten bis zur letzten Zeile. Sie waren so hell wie Sonnenschein, so frei wie die Luft, leicht, scherzhaft, ungestüm, bilderreich, aber vor allem selbstbewußt, stolz auf seine geistige Kraft und eitel im Gefühl, daß der Erfolg ihm nicht fehlen konnte. Es war dieses Selbstbewußtsein, was Philipp bezauberte. Er sog es mit Wonne in sich ein, wie ein junger Hengst den scharfen Wind in die geöffneten Nüstern. Nach Entschuldigungsgründen dafür brauchte er nicht zu suchen. Die Lustschlösser, die sein Vater gebaut hatte, waren nur Sitten im Vergleich zu den goldenen Palästen, die der ungestüme Geist des Sohnes in dieser Nacht entwarf. Philipp verschlang jene Briefe. Es war, als ob er sie selbst in einem andren Daseinszustand geschrieben hätte. Die Botschaft des Gouverneurs lag auf einem Tisch ihm zur Rechten, und manchmal legte er die offene Hand darauf, wenn er näher an die Lampe rückende Stellen las wie die folgende:

„Hörte gestern nacht im Parlamente den alten Droom**) und nahm heute ein Frühstück mit ihm bei Tabley ein. Man nennt ihn einen großen Redner und den Meister der geselligen Unterhaltung. Aber er spricht, als ob er sich auspumpt, und schwatzt, wie eine Flasche, aus der man Wasser gießt. Ohne Uebergangung, ohne Aufrichtigkeit, nicht zu Herzen gehend. Doch war er recht höflich gegen mich. Als er hörte, daß Vater Deemster wäre, sagte er, der Titel sei eigentlich Doomster (das schottische Wort für Richter und besonders für Nachrichten), und dann fragte er mich, ob mir die Bedeutung des „Gauzes der Keys***) bekannt wäre und sagte, es käme von dem alten irischen Gebrauch her, die

*) „Weib meines Herzens“, ein Schiffsname.

**) Lord Drougham.

***) Key — Schlüssel und Abgeordneter auf der Insel Man.

Behältnisse, in denen die Urkunden bewahrt werden, mit vierundzwanzig Schlüsseln zu verschließen, von denen jeder Rat einen erhielt. Nachdem er uns verlassen, fragte Tabley, ob er nicht ein wunderbarer Mann wäre und von allem etwas wüßte. Ich sagte darauf: „Ja, mit Ausnahme der Dinge, von denen ich einiges weiß, denn davon weiß er nichts.“ Meine Feder läuft mit mir fort. Doch Nannie, meine kleine Nannie, wenn man das in London einen großen Mann nennt, so will ich noch eines schönen Tages die Erde wie ein Spielzeug herumrollen.

„... Du bist also neugierig, wo ich wohne, in Palast oder Hütte? Stelle mich Dir in Brick Court-Temple, im zweiten Stockwerk vor. Goldsmith schrieb den „Bizar“ im dritten. So hoch hab' ich mich aber noch nicht verstriegen. Seine Zimmer lagen unmittelbar über den meinen. Ich sehe ihn beim Heruntersteigen in dem berühmten pflaumsfarbenen Koche an meiner Thür vorbeikommen. Und wenn ich nachts hier sitze, denk' ich an ihn — an die Angst, die ihn plötzlich überfiel, an seinen einsamen Tod. Dann wimmelt es hier auf den Treppen von seinen Freunden und Gönnern; der mächtige Burke brach sich rücksichtslos Bahn, Reynolds eilte herzu mit seinem Hörrohr, und der große, immer hilfsreiche Johnson. Endlich fand er Ruhe in dem unbekanntem Grab, das Gott weiß wo — an der Kapellenmauer liegt. Der arme Oliver! Man sagt, daß eine Frau allein bei seinem Tode zugegen war. — Jetzt ist das alles vorbei — keine Schulden, kein leeres Geschwätz mehr, wie das „des armen Poll.“*) Das Licht ist verloschen und alles dunkel und still.

„... Wie geht's meiner kleinen Nannie? Unterhält sie noch immer ein Hospital für kranke Hunde und verlaufene Katzen? Und wie geht's der Mantelmöbe mit dem gebrochenen Flügel, geht sie noch immer so gespreizt einher wie Pfarrer Missad in seinem Chorbemd? Ich war gestern in Westminster Hall. Es war der große Prozeß Mitchells M. P., der das Testament seines Vaters fälschte. Stevens verteidigte ihn — schlecht, schlecht, sehr schlecht; er verlor nur seine Zeit mit faden Wizen. Doch Dennans Schlussrede war wundervoll — o diese Einsicht, diese Schärfe. Ich hatte einen Sitz auf der Galerie. Die große alte Halle bot einen ergreifenden Anblick — das dichte Gedränge, die aufwärts gerichteten Gesichter, der Rat, die Richter, die Beamten des Gerichtshofes und dann die Fenster, die Bildsäulen, die geschichtlichen Erinnerungen, die jedem Stein, jedem Balken Leben einhauchten. . . . O, Kan, Kan, was ich sage! Wenn ich am Leben bleibe, will ich eines Tags hier auf der Bank sitzen, das will ich!“

Als Philipp die Briefe seines Vaters zu Ende gelesen hatte, stand er oben auf der Bergeshöhe und die arme Käthe war tief unten geblieben, wo ihn ihr Auge nicht sehen, ihre Hand nicht erreichen konnte. Bisher war sein Ehrgeiz wenig mehr gewesen, als der Schatten der Hoffnungen seines Vaters, jetzt aber war er für ihn zur selbständigen Wirklichkeit geworden.

XXII.

Am nächsten Morgen kam der Brief Cäsars, der ihn zur Melliah einlud, und nun dachte er wieder zärtlicher an Käthe. Sie würde leiden, sie würde weinen — sein Herz würde bluten, es mit anzusehen; doch sollte er einiger Thränen wegen die Ziele seines ganzen Lebens aufgeben? Wenn nur Pete noch lebte! Wenn nur Pete noch heimkehren könnte! Er wurde heiß und schämte sich, wenn er sich der erst kurz vergangenen Zeit erinnerte, da der Wunsch seines geheimsten Herzens ein ganz anderer gewesen war. Es wurde ihm jetzt so leicht, seine bösen Triebe zu hassen.

Philipp entschloß sich, zur Melliah zu gehen. Es würde ihm die erwünschte Gelegenheit bieten, die Freundschaft ganz abzubrechen. Mehr als Freundschaft hatte ja nie zwischen ihnen bestanden, außer im geheimen, und das konnte nicht zählen. Er wußte, daß er sich selbst betrog; er hatte ein unbehagliches Gefühl von verlорener Ehre und empfand einen scharfen Schmerz zärtlicher Liebe, so oft Käthens Gesicht vor ihm aufstieg.

Am Tage der Melliah brach er zeitig auf und nahm zu Pferde den Weg über St. John, damit er sich in Kirk Michael nach dem Deemster erkundigen könnte. Des großen Mannes Haus lag öde und verlassen da. Das Thor war mit einem

*) Poll ist die Slangbezeichnung für parrot (Papagei). Sie bezieht sich hier auf Goldsmith, auf den Garrick das Epitaph gemacht hatte:

„Hier liegt Nolly (Oliver) Goldsmith — kurzweg genannt nur Noll, Er schrieb wie ein Engel, doch schwatzte wie „Poor Poll.““

Vorhängegeschloß versehen, er mußte darüber Hintwegklettern. Die Klazien rauhsten über ihm, als er den Fußweg entlang ging, und das gefallene Laub hemmte seine Schritte. Er läutete an der verschlossenen Hausthür, und ehe sie geöffnet wurde, steckte eine alte Frau ihren ungekämmten Kopf zu einem kleinen Seitenfenster heraus.

„S ist schmählich, wie es hier zugeht, Herr,“ flüsterte sie, „der Deemster hat vom Trinken Krämpfe bekommen und der Pächter, William Cowley, der kleine Kerl, ist droben, giebt ihm so viel er fordert und treibt alle andren weg.“

„Kann ich ihn sprechen?“ fragte Philipp.

„William? Nein, das geht nicht. Er wird fürchterlich auf Sie schimpfen und mit dem Deemster ist es vorbei. Er sitzt bei seinem Brantwein, trinkt und trinkt und ißt keinen Bissen; der gemeine Kerl aber, der auf dem Moor aufgewachsen ist, schreit Tag und Nacht nach Beefsteaks und bekommt sein Essen auf einem herrlichen, neuen weißen Tuche angerichtet, das so rein ist wie ein Bett.“

Hinter einem Wandschirm verborgen, der vor einer offenen Thür stand, sah Philipp in das Zimmer, wo sich der Deemster zu Tode trank. Die Fensterläden waren geschlossen, um das Tageslicht abzuhalten. Lichter, in die Hälse von Flaschen gesteckt, brannten auf dem Sims; im Kamin qualmte ein Feuer unter Haufen von Papier und Asche; ein Mann mit groben Gesichtszügen aß gierig am Tisch; er hielt einen Kotelettenknochen zwischen den Fingern, und beim Rauhen bewegten sich die Adern auf seiner niedrigen Stirn, die so dick waren wie Stricke. Der Deemster selbst, seit dem Tode des eisernen Christians Richter der Insel, saß, von Kissen gestützt, in einem Lehnstuhl — mit einem dampfenden Glase auf einem Schemel neben sich und einem Affen, der ihm auf der Schulter saß. „Wirf sie hinaus, setze sie mit Gewalt an die Luft, Deemster, die Weiber sind nur dazu da, jedermann zu berauben“ sagte der Kerl, und eine heisere, hohle Stimme antwortete ihm mit Grunzen und Lachen: „Om, das ist nur, was Du selbst auch thust, Du Schurke, und wenn ich hier schon lange den Rechten eingelassen hätte, so würdest Du jetzt nicht hier sein, und ich auch nicht! Nicht wahr, Jacko?“ Der Schwanz des Affen schlug auf des Deemsters Brust und Philipp schlich sich schauernd davon.

Die Sonne schien draußen hell und die Luft war frisch und angenehm. Nachdem er sein Pferd wieder bestiegen, das draußen am Thor wieherte und stampfte, suchte sich Philipp durch einen scharfen Ritt etwas zu erwärmen. Bei der Mants-Jee stieg er ab, brachte das Pferd in den Stall und suchte dann Grannie auf, die in der Mühle Tische deckte.

„Ich habe zu thun, wie die geschäftige Martha,“ sagte sie, „und wenn Sie der Gouverneur selbst wären, würde ich Ihnen jetzt nicht Red' und Antwort stehen. Suchen Sie den Mann im Feld drüben auf, dem zweiten hinter der Bischofsbrücke, und kommen Sie mit dem jungen Volke zum Abendessen zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Industrie- und Gewerbe- Ausstellung für Rheinland und Westfalen.

III.

Das Berg- und Hüttenwesen, weiterhin die große Eisenindustrie steht im Mittelpunkt der Düsseldorfer Ausstellung. Von den im Deutschen Reich in Berg-, Hütten- und Salinenbetrieben beschäftigten Personen (530 000) kommt mehr als die Hälfte (275 000) auf die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen, und in der Metallverarbeitung beträgt der Anteil mehr als ein Viertel (165 000 von 640 000). Der bergbauartige Verein für den Oberbergamtsbezirk Dortmund giebt in einer Sonderausstellung ein gedrängtes, aber übersichtliches und erschöpfendes Bild des vielgestaltigen und verwickeltesten Kohlenbetriebes. In bildlichen Darstellungen sehen wir nicht nur das Vorkommen, die Lagerung und Verteilung der Kohle im rheinisch-westfälischen Revier, wir verfolgen auch am sorgfältig hergestellten Modellen den ganzen Prozeß, der sich vom Auffuchen der Kohle bis zu deren Verbrauch vollzieht. Besondere Aufmerksamkeit erregen einige im Gebäude des genannten Vereins ausgestellte Niesen- und Wunderwerke maschineller Technik. Die Firma Haniel u. Lueg in Düsseldorf bringt eine für die Harpener Bergwerks-Gesellschaft bestimmte Wasserhaltungsmaschine zur Schau, die alle bisherigen Erzeugnisse dieser Art in den Schatten stellt. Die Maschine arbeitet mit 3000 Pferdestärken und hebt bei

60 Umdrehungen 25 Kubikmeter Wasser die Minute auf eine Höhe von 500 Meter. Weiter sieht man hier eine elektrisch betriebene Hauptschacht-Fördermaschine der Friedrich Wilhelmshütte von 1200 Kilowatt, die 4200 Kilogramm Nutzlast mit zwanzig Meter Geschwindigkeit die Sekunde zu heben vermag. Beides sind, wie die Techniker versichern, in Europa nie dagewesene Stücke maschinentechnischer Leistung. Die Allien-Gesellschaft Eisenhütte Prinz Rudolf in Dülmen hat eine für die Zeche Preußen II bestimmte Verbund-Fördermaschine für 1200 Meter Teufe mit 800 Pferdestärken aufgestellt. Die Gutehoffnungshütte zeigt in ihrem eignen Hause eine Zwillings-Fördermaschine von 4400 Kilogramm Nutzlast mit 12 Meter sekundlicher Geschwindigkeit. Mit scheinem Stauern steht der Laie vor diesen Arbeitsriesen, wenn er sieht, wie gehorsam sie sich der Hand des Menschen fügen. Ein leichter Zug am Hebel und die Riesen trommel der Fördermaschine, über die das Seil in die Tiefe geht, setzt sich in Bewegung, langsam und schnell, wie es der Mann am Steuerhebel will; ein ebenso leichter Zug und sie steht wieder still, so ruhig und so selbstverständlich, als wenn es sich um ein Kinderspielzeug handelte, und ebenso ruhig und selbstverständlich wirkt sie sich von der einen Richtung in die andre um, ohne daß die Hand am Hebel eine merkliche Bewegung macht.

Rheinland-Westfalen führt neben der Kohle auch reiche Schätze an Metallen: Blei, Zink, Kupfer und vor allen Dingen Eisen. Im Gebiet der Sieg, der Ruhr und der Dill finden sich ergiebige Eisenerzlager, die ihren Ertrag nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet abgeben. Der Erzbergbau des Siegerlandes zusammen mit seiner Hütten- und Eisenindustrie ist in der Hauptausstellungshalle in einer übersichtlichen und äußerst interessanten Zusammenstellung vertreten. Die bedeutendsten Eisenwerke des rheinisch-westfälischen Bezirks, wie Krupp, Bochumer Verein, Förderverein, Gutehoffnungshütte, haben ihre eignen Gebäude, in denen sie ihre Erzeugnisse ausstellen. Von ihnen erregt Krupp das meiste Aufsehen. Ein Mann, der ein halbes Hunderttausend Arbeiter beschäftigt, der ein Einkommen von 21 Millionen Mark hat, der die Riesenkanonen und die Panzerschiffe baut, der ist des Zulaufs sicher, der Name allein macht Rellame. Damit wir gleich wissen, was wir von ihm zu erwarten haben, stellt er vor dem Eingang zu seinem Ausstellungsgebäude eine Reihe Panzerplatten aus, darunter ein riesenhaftes Stück von 13,16 Meter Länge, 3,4 Meter Breite und 0,80 Meter Dide; es ist hergestellt aus einem Rohblock von 130 Tonnen und wiegt jetzt noch 106 Tonnen — das schwerste Walzstück, das die Eientechnik bisher ausgeführt hat. Auch im Innern des Gebäudes befinden sich derartige Erzeugnisse der Kruppischen Spezialität, an denen er zugleich die Wirkung der von ihm ebenfalls hergestellten Geschütze und Geschosse demonstriert — ein Wettkampf, der wie die Liebe nimmer aufhört und sehr einträglich ist. Widersteht die Panzerplatte dem Geschöß, dann wird ein leistungsfähigeres Geschöß erfinden; giebt die Platte dem Geschöß nach, dann bedarf es widerstandsfähigerer Platten — ein Verfahren, das sich lohnt und Krupp nicht nur zu einem reichen Mann gemacht, sondern auch in den Ruf eines genialen Mannes gebracht hat, der immer auf der Höhe der Zeit steht: entweder mit seiner Panzerplatte oder seinen Geschützen und Geschossen. Krupp stellt weiter zahlreiches Artilleriematerial aus, von der riesenhaften Küstentanonie bis zum tragbaren Gebirgsgeschütz; weiter die Modelle der von ihm auf der Germania-Exposition in Kiel gebauten Kriegsschiffe, bis ins kleinste genau ausgeführt, in ihrer Zielrichtigkeit so recht geeignet, den Philister für sich zu gewinnen, der gar nicht darüber nachdenkt, wie bössartig und wie kostspielig die Originale sind.

Krupps nächster Nachbar ist der Pavillon der dem Kanonenkönig auch geschäftlich nachstehenden Köln-Lothweiler Pulverfabriken, die die mörderische Füllung für die Geschosse von der Riesenkanone bis zum Taschenrevolver liefern; einige Pauten weiter stellt die jüngst vielfach als Krupps Konkurrent auf dem Gebiete des Geschützwesens genannte Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik ihr mannigfaches Kriegsmaterial aus, und wenn wir dann noch die im Hauptausstellungsgebäude untergebrachten Fabrikate der Solinger Waffenindustrie nennen und daran erinnern, wie so manche andre Industriezweige vom Militarismus ihren Nutzen haben, dann begreifen wir die „Begeisterung“ unjrer Industriellen für Deutschlands militärische Machtstellung. Und wenn wir einerseits die technische Vollkommenheit der modernen Kriegsmittel anerkennen, so bedenken wir doch andererseits, daß so viel Arbeit, Geld und Geist nicht für bessere Zwecke, nicht für Kulturaufgaben anstatt im Dienste des organisierten Massenmordes, der räufäändigsten Barbarei verwendet wird.

In jeder Hinsicht anerkennenswert Großes leistet die rheinisch-westfälische Industrie auf dem Gebiet des Verkehrs. Die großen Firmen, die wir genannt haben: Krupp, Förderverein, Gutehoffnungshütte, Bochumer Verein usw., betreiben die Schienenfabrikation als einen ihrer Hauptbetriebszweige. Dazu kommt die Herstellung der übrigen zum Oberbaubedarf gehörigen Artikel: Schwelken, Nabeisen, Achsen usw., weiter das mannigfache Material für den Lokomotiven- und Wagonbau, das ebenfalls von diesen Firmen hergestellt wird. Die Einzelstücke in allen verschiedenen Stadien bis hinauf zu den fertigen Schnellzuglokomotiven und Salonwagen finden sich in Düsseldorf in reicher Fülle ausge stellt. Besonders erwähnenswert sind einige große Stücke für den Schiffsbedarf. Die Gutehoffnungshütte stellt

eine höhl gebohrte Schiffswelle von 82, Krupp eine solche von 45 Meter Länge aus, der ausgebohrte Kern ist ebenfalls zu sehen. Krupp zeigt ferner eine aus verschiedenen Stücken bestehende fertig montierte Welle für den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm“ mit einer Gesamtlänge von 70 Meter und einem Gewicht von 226 000 Kilogramm.

Für den Verkehr zu Wasser und zu Lande leistet die „Gutehoffnungshütte“ in Oberhausen Hervorragendes. Sie führte nicht weniger als sechs Brücken über den Rhein aus, drei über die Elbe, zwei über die Weichsel, sodann die Hochbrücke über den Nord-Ostsekanal bei Levensau; sie lieferte weiter Brücken für die St. Gotthardbahn und für fast sämtliche Länder Europas nicht nur, sondern der Erde, mächtige und architektonisch zum Teil vorzüglich wirkende Bauwerke, wovon die bildlichen Darstellungen Zeugnis geben.

Diesen ins Große arbeitenden Unternehmungen, der sogenannten schweren Industrie, steht dann die Kleinindustrie gegenüber, wie sie im Vergleichen zu Hause ist, sowie die weitere Kleinmetallindustrie, wie wir sie im Regierungsbezirk Arnberg, in Herforn usw. finden. Zwischen beiden Grenzen finden sich die mannigfachen Verschiedenheiten in der Größe und Verwendung und zwar in einer Fülle, die zu überschauen oder gar zu beschreiben unmöglich ist. Dasselbe gilt von der in Düsseldorf überaus zahlreich vertreteneu Maschinindustrie. Ein Gang durch die langgestreckte von einem besändigen Surren und Zittern erfüllte Maschinenhalle, wo sich alles dreht, manöval mit unheimlicher Geschwindigkeit, wo es hobelt und bohrt und schleift an allen Ecken und Enden, läßt beim Lairen nur das Gefühl der ähonen Bewunderung aufkommen vor dem, was Menschenhand und Menschengest zu schaffen im stande sind; und wofür er weiter denkt, öffnet sich mitten unter dem Nähergebräue vor seinem geistigen Auge der Ausblick in jene Zukunft, wo noch viel Größeres vollbracht werden wird, wo des Menschen Geist und Kraft nicht mehr eingeeengt sind von der Rücksicht auf den Profit, der Millionen und Milliarden Reime und Gedanken vernichtet, sondern sich frei entfalten dürfen im Dienste des Fortschrittes, der Kultur, zum Besten der Allgemeinheit. —

Kleines Feuilleton.

— Pflanzenzucht auf dem Balkon. Obergärtner A. Elwa schreibt in der Wochenchrift „Nerthus“: Pflanzen auf dem Balkon zu haben, ist äußerst interessant, äußerst angenehm, denn wohllich und traut sind diese kleinen Räume, auf denen Pflanzen gehalten werden, belebt und doch ruhig — sie laden ein. Leider kann man vielfach die Beobachtung machen, daß der Pflanzenfreund bei der Pflege seiner Balkonpflanzen Mißerfolge hat, die ihm die Lust zur Pflanzepflege fast nehmen. Welche Ursachen diese Mißerfolge zeitigen, werden wir bald gewahr, wenn wir den Pflanzenfreund bei seiner Liebhaberei beobachten. Nicht liebevolle Behandlung vernichtet das schlechte Gedeihen — nein, der Pflanzenfreund behandelt seine Gewächse recht sorgfältig und achtet sehr darauf, daß kein Blatt, kein Zweig abgebrochen wird — aber genauere Kenntnis von den Bedürfnissen seiner Gewächse mangelt ihm. Schon die stete Frage: „Wann muß die Pflanze gegossen werden?“ charakterisiert dies. Der Pflanzenfreund hat sich eben noch zu wenig in die Lebensweise seiner Pflanzen hineingedacht, er fühlt nicht mit ihnen, er ist ihnen fremd und betrachtet seine Gewächse nur zu oft als eine Art Uhrwerk, eine Maschine, die zu gewissen und stets gleichen Zeiten geödt und geschmiert werden muß, wenn sie im Betrieb bleiben — hier also wachsen — soll. Eine so falsche und durch nichts berechtigte Auffassung muß natürlich Mißerfolge bringen, denn die Pflanze hat Bedürfnisse, macht Anforderungen, die mit denen einer im gleichmäßigen Tempo arbeitenden Maschine nie verglichen werden können, weil ihre Anforderungen abhängig sind vom individuellen Wesen der Pflanze, von ihren wechselnden Bedürfnissen und von den äußeren Einflüssen, denen sie ausgesetzt ist.

Wie aber sind nun die Bedürfnisse? Was haben wir in erster Linie zu thun, um mit Erfolg Pflanzen auf den Balkon zu ziehen? So verschiedenartig wie die Pflanzen sind, so verschiedenartig sind auch ihre Ansprüche an Nahrung, Wärme, Licht und Luftfeuchtigkeit. Es giebt Pflanzen, die nur leben können, wenn ihnen alles Vorgenannte in reichlichem Maße geboten wird, andre können mit geringerem aus, wiederum andre brauchen noch weniger. Nicht jeder Pflanzenfreund freilich ist so glücklich, einen Garten zu haben, hoch oben an seinem Hause ist für ihn der Balkon die Sommerfrühe, da wandern denn die Pflanzen mit hinauf. Ob zum Vorteil? Das richtet sich sehr nach der Lage des Balkons. Liegt dieser geschützt, hat er durch Zugwinde nicht zu leiden, so gefallen sich die Pflanzen wohl; doch geschützte Balkons sind Seltenheiten. In den meisten Fällen liegen sie an der Straße und werden von den Zugwinden, die hier ganz unvermeidlich sind, bestrichen. Solchen Platz lieben nur wenige Pflanzen, alle empfindlichen bleiben ihm besser fern. So ist es eigentlich ganz natürlich, daß wir zu allererst eine Auswahl treffen und nur Pflanzen auf den Balkon bringen, welche keine hohen Forderungen stellen. Pelargonien in den verschiedensten Arten, Oleander, wenn sie genügend große Köpfe haben,

Fuchssien und Kapuzinerkresse sind wirklich dankbare Pflanzen für solche Balkone. Das rasche Austreten der Töpfe ist auf einem Balkon natürlich zu befürchten und die Töpfe in Erde einsetzten geht nicht. Dafür lassen sie sich aber in Moos pflanzen und stehen darin, wird das Moos feucht gehalten, ebenso gut.

Der Blumenkasten auf dem Balkon ist der Blumenkasten. Bei ihm kommt ein ganz anderer Grundriß der Pflanzenpflege auf dem Balkon zum Durchbruch — die Pflege im freien Grund. Ich habe gefunden, daß in ihm die Pflanzen gegen äußere Einflüsse unempfindlicher waren, weil die Wurzeln sich frei ausbreiten können. Der Blumenkasten besteht aus zwei Teilen, dem äußeren, hübsch verzierten Gestelle und dem inneren, schmucklosen Blechkasten, der die Erde aufnimmt. Dieser Blechkasten hat unten mehrere Rillen, welche mit Scherben überdeckt werden und alles überflüssige Wasser nach dem Abzugsrohr führen. Zur Bepflanzung solcher Kästen eignen sich: Pelargonien, Knollen-Begonien, Fuchssien, Gnaphalium, Arestie, Epheu, Nelken, Petunien, Verbänen, Lobelien, Zimmergrün, auch Farn und ähnliche Gewächse, so daß von der Erde nichts zu sehen ist. —

Medizinisches.

Is. Nervenstauheit hat Dr. Macdonald eine bestimmte Art der Schwerhörigkeit genannt, die leider eine ziemlich bedeutende Verbreitung besitzt. In vielen Fällen äußert sie sich derart, daß die davon befallenen Personen äußerst empfindlich gegen laute Geräusche sind und deshalb dringendes Verlangen nach einem ruhigen Aufenthaltsort verspüren. Sie sind in einer geräuschvollen Umgebung im höchsten Grade schwerhörig, während sie sehr gut hören, wenn man sie herum Rufe herrscht. Lauter Lärm wird ihnen geradezu schmerzhaft und kann zuweilen sogar Schwindelanfälle herbeiführen. Ueberhaupt leiden sie an einer Ueberempfindlichkeit des Gehörorgans und vertragen zum Beispiel keine Einprägung in das Ohr. Ferner kann eine plötzliche Erregung wie ein unerwarteter Lichtblitz oder auch das schnelle Vorüberfahren von Wagen dazu genügen, ihr Gehörorgan aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die mit Nervenstauheit befallenen Patienten sind ferner sehr zu Anfällen von Migräne geneigt, die für zwei oder drei Tage eine gesteigerte Taubheit herbeiführen. Wahrscheinlich kann diese Erscheinung sowohl durch Blutüberfüllung als durch Blutleere in dem betreffenden Organ veranlaßt werden, jedoch ist es zu beachten, daß auch bei bleichsüchtigen Personen eine Nervenstauheit dadurch eintreten kann, daß das innere Ohr selbst zuviel Blut enthält, infolge einer Schwächung der Blutgefäße. Eine Entlastung der Blutgefäße ist in jedem Fall von Nutzen, woraus sich die günstige Wirkung von abführenden Arzneien erklärt. Zuweilen ist die Nervenstauheit durch eine Nasenoperation zu beseitigen, die wahrscheinlich ebenfalls zur Entleerung der Blutgefäße führt. Die Anwendung von nervenstärkenden Mitteln und einer besonders kräftigen Ernährung scheint von weit geringerem Nutzen zu sein als die Verordnung einer beschränkten Diät und blutreinigender Arzneien. Da dieser krankhafte Zustand häufig in ein dauerndes Gehörleiden übergeht, so ist seine richtige und frühzeitige Bekämpfung ersichtlich von größter Wichtigkeit. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Der Ginkgo, ein merkwürdiger Baum. Die Pflanzen- und Tierwelt hat bekanntlich nicht an allen Orten der Erde in ihrer Entwicklung gleichen Schritt gehalten und auch nicht halten können. So bietet die heutige Vegetation Chinas und Japans noch ganz den Charakter einer Landschaft aus der Braunkohlenzeit dar. Hier ist auch der Ginkgo (*Ginkgo biloba* L., *Salisburia adiantifolia* Sm.) heimisch, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen Pflanzenwelt. Sein japanischer Name wird allgemein Ginkgo geschrieben, und vielleicht nur irrtümlich zuweilen Ginko. Obwohl systematisch zu den Nadelhölzern, und zwar zu den Taxaceen gehörig, trägt der Baum doch sommergrüne breit-keilförmige, fächerartige, zwei- bis vierlappige Blätter, die in ihrer lederartigen Struktur an die Blätter des Platanenbaums erinnern. Infolge der langen Blattstiele ist der Baum, wenn freistehend, der Espe ähnlich, der er auch in seinem Habitus ähnelt; in Gruppen oder geschlossenem Bestande allerdings ist der Baum pyramidenförmig. Da er im Herbst auch das Laub abwirft, erinnert der Ginkgo auch nicht entfernt an seine nächsten Verwandten, die Nadelhölzer. Die reifen Früchte des zweihäufigen Baumes haben das Ansehen grünlich-gelber, saftiger Eierstücken, die zwar Walnußgröße haben, aber keineswegs berechnen, den Ginkgo als „japanischen Nußbaum“ zu bezeichnen. Die Früchte werden übrigens in China und Japan gegessen. Merkwürdig ist, daß in dem Samen ein Keimling noch gar nicht angelegt ist, wenn die reifen Früchte schon vom Baume fallen.

Dieser in mehr als einer Beziehung interessante Baum wurde 1712 durch Kämpfer bekannt, aber erst 1754 in Europa, zuerst in England, eingeführt. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam von dort ein männliches Exemplar nach Montpellier, das 1812 zur Blüte gelangte, natürlich ohne Früchte zu erzeugen. Im Wiener Botanischen Garten steht ein männlicher Ginkgo, welcher vor mehr als hundert Jahren zu einem interessanten Versuch diente. Jacquin impfte ihm nämlich die Knospe eines weiblichen Ginkgo auf, aus welcher sich ein Seitenast entwickelte. In dem mächtigen Baum tragen heute alle Äste Pollenblüten mit Ausnahme des einen

großen Astes, welcher Fruchtblüten trägt. Das merkwürdigste an diesem Baume ist übrigens, daß der aufgeimpfte Ast einen auffallend andern Entwicklungsengang einhält, als der Stoc, welcher bei dem Impfsversuch zur Unterlage diente: im Frühling entwickelt er nämlich sein Laub um etwa vierzehn Tage später als die Äste mit Pollenblüten, und im Herbst sind seine Blätter noch grün, wenn die der andern Äste längst vergilbt und zum großen Teil schon abgefallen sind. Der Baum gedeiht fast in allen Lagen und Bodenarten und ist auch in Norddeutschland winterhart; die entgegenstehende Mitteilung von G. Housfeld („Die Bäume der Elbchauffee“, Programm des königlichen Christianeums zu Altona 1884) beruht offenbar auf einer Verwechslung. In verschiedenen alten Parolanlagen an der Unterelbe finden sich statliche Exemplare alter Ginkgos, die vor einem Jahrhundert von James Boole aus England hier eingeführt wurden. Die Ginkgos in Mäder-Jenischs und in Wesselhöfts Park in Klein-Flottbek bei Hamburg sind etwa 15 Meter hoch und haben in Höhe von 1 Meter über dem Boden einen Stammumfang von über 1 Meter. Leider kommen sie hier nicht zur Blüte. Der alte Ginkgo im Schloßpark zu Horbke bei Helmstedt ist gleichfalls 12—15 Meter hoch und macht auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck durch die mächtige, breit ausgelegte Krone. Ein weiterer Riese von Ginkgo steht im Garten des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität zu Halle a./S., ein fernerer ausgeblüht in Verburg im Park einer adligen Familie. Auch in der Süd- und West-Schweiz ist der Ginkgo keine Seltenheit; in Kreis Sulzers Garten in Adorf (Kanton Thurgau) steht ein männliches Exemplar von 90 Centimeter Stocdurchmesser, ein prachtvoller weiblicher Baum in Dugy bei Lausanne. Hier in der Schweiz zeichnet sich der Ginkgo durch die für ein Nadelholz gewiß seltene Eigenschaft aus, daß er reichlich Stocanschläge, ja sogar Wurzelbrut treibt, so daß er sich leicht durch Stecklinge und Schnittstangen vermehren läßt; doch erwachsen daraus weniger schlank und regelmäßige Stämme, so daß die Nachzucht aus Samen den Vorzug verdient, zumal nach der „Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen“ diese Art der Fortpflanzung nicht die geringste Schwierigkeit bereitet. In Norddeutschland treibt der Ginkgo Stocanschläge und Wurzelbrut nicht. —

Humoristisches.

— **Enfant terrible.** Junge: „Mutter, hat der Missionär nicht gesagt, daß die Regentinder nach gehen müssen?“
Mutter: „Ja, das hat er gesagt!“
Junge: „Warum hat nachher der Vater beim Absammeln einen Knopf in die Wäsche gegeben?“ —
— **Widerspruch.** „Der Herr Kupfer ist doch ein recht widerspruchsvoller Mensch.“
„Wie?“
„Er will Rechtskandidat sein und tanzt immer links herum!“ —
— **Sein Schmerz.** Onkel: „Warum weinst denn, Tonerl?“
Tonerl: „Weil ich jetzt die Masern gehabt hab' und vier Wochen in la Schul hab' gehen dürfen!“
Onkel: „Mach Dir nichts draus und bedenk, daß Du jetzt nie wieder die Masern bekommen wirst.“
Tonerl: „Drum wein ich do gerade!“ —
(„Luftige Blätter“.)

Notizen.

— Die Eröffnung des Niederspielhauses (Kroll) findet am 30. Mai (Freitag) statt. —
— „Die Taucherbrant“, eine einaktige Operette von Claude Terrasse, Text von Tristan Verhaard, wird im Lustigen Theater am Eröffnungsabend der kommenden Spielzeit aufgeführt werden. —
— Leopold Hassenlamps Operette „Die zertanzten Schuhe“ wird kommenden Winter erstmalig im Central-Theater in Scene gehen. —
— Zum Dirigenten der Wiener Philharmoniker wurde Joseph Hellmesberger mit 55 Stimmen gewählt; Direktor Mahler erhielt 22 Stimmen. —
— Der bekannte Anatom und Physiologe Professor Adolf Kuhn ist in Heidelberg, 80 Jahre alt, gestorben. —
— Das große TechnoLexikon, das in deutscher, englischer und französischer Sprache herausgegeben werden soll, ist unter Leitung von Dr. Hubert Janßen schon eifrig gefördert worden. Es sind für 730 Fächer deutsche, für 450 Fächer englische und für 96 französische Mitarbeiter gewonnen. Versandt wurden 3608 Werkhefte zum Eintragen seltener technischer Ausdrücke; ausgefüllt wurden 420 000 Wortzettel. Von Vereinen haben sich zur Mitarbeit bereit erklärt: 266 deutsche, 23 englische und 22 französische. Im Jahre 1901 hat der Verein deutscher Ingenieure 40 000 Mark für das Unternehmen des TechnoLexikons verausgabt. —
— Der Durchschlag des großen Aibula-Tunnels auf der neuen Engadinerbahn ist nunmehr erfolgt. Der Tunnel ist 5880 Meter lang. Die Bahneröffnung ist auf den 1. Juni 1903 festgesetzt. —